

"Natürliche" oder "inkorporierte" Ordnung? Symbolische Gewalt und Widerspruch in der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit

Lange-Vester, Andrea

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lange-Vester, A. (2008). "Natürliche" oder "inkorporierte" Ordnung? Symbolische Gewalt und Widerspruch in der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 266-280). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-153423>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

»Natürliche« oder »inkorporierte« Ordnung?

Symbolische Gewalt und Widerspruch in der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit

Andrea Lange-Vester

Am 1. April 2006 berichteten die deutschen Tageszeitungen über die Rütli-Hauptschule in Neukölln. Die von den Schülern ausgeübte Gewalt hatte hier ein Ausmaß erreicht, dass das Lehrerkollegium zu einem lauten Hilferuf veranlasste (vgl. Hägler u.a. 2006). Ist es Zufall, dass wenige Tage darauf die Frankfurter Allgemeine Zeitung (Hanemann 2006; Gelinsky 2006) zwei Fragen aufwarf: Einmal die in Amerika umstrittene Frage, ob Abtreibung die Kriminalitätsrate senke. Und zweitens die in Frankreich umstrittene Frage, ob denn Gewaltbereitschaft erblich sei? Hintergrund der französischen Auseinandersetzung zu diesem Thema waren die Unruhen in den Banlieus im Herbst 2005 sowie eine Studie, die sich damit befasst, wie bereits im frühkindlichen Alter bis zu drei Jahren oder gar schon vorgeburtlich bei einem Embryo latente Gewaltbereitschaft diagnostiziert werden könne.

Haben vielleicht die einen das Gen für Gewaltbereitschaft, wo andere das Gen für Bildungsbereitschaft haben? In dieser Unterscheidung, die symbolisiert die Differenz von Geist und Körper oder von Elite und Masse, sind auch die in der PISA-Studie ermittelten Schulkinder angesprochen, die noch nicht einmal die unterste Stufe der Lesekompetenz erreichen. »In Deutschland ist (...) mit 22,3 Prozent beinahe ein Viertel der Jugendlichen nicht in der Lage, einfachste Leseaufgaben zu bewältigen« (PISA-Konsortium 2004: 103). Im OECD-Durchschnitt liegt dieser Anteil bei knapp 20 Prozent. »Unter Stufe 1 liegen im OECD-Durchschnitt 6,7 Prozent der Schülerinnen und Schüler, in Deutschland sind dies 9,3 Prozent« (ebd.). In Finnland dagegen befindet sich lediglich etwa »ein Prozent unterhalb von Stufe 1«, nur geringfügig höher ist der Anteil in Korea (ebd.: 100ff.). Haben die Menschen dort andere Gene? Der transkulturelle Vergleich (Deutsches PISA-Konsortium 2000: 381ff.) macht unmittelbar deutlich, dass Ungleichheit in der Bildung mit biologischen und genetischen Unterschieden der Menschen nicht zufriedenstellend erklärt werden kann.

Was dagegen tatsächlich Kopfzerbrechen bereitet, ist etwas anderes. Nämlich der Befund der Bildungsforschung, dass auch *bei freier Wahl* der Bildungs- und Berufswege häufig die *Entscheidung gegen gehobene und akademische Qualifizierungen* fällt. Das trifft nicht auf die oberen gesellschaftlichen Milieus zu. Angehörige unterer und

mittlerer Milieus allerdings ziehen auch dann überwiegend niedrige und mittlere Bildungsabschlüsse vor, wenn sie die Voraussetzungen für den Besuch einer höheren Schule erfüllen. Sie tun dies freiwillig, jedenfalls ohne erkennbaren äußeren Zwang. Es ist ihre Entscheidung, so wie Frauen auch selbst entscheiden, »typisch weibliche« Berufe zu ergreifen, deren Ausübung in der Regel mit weniger Renommee, Einkommen und Aufstiegschancen verbunden ist, als es die männlich dominierten Berufe sind. Unterordnung erscheint nicht mehr als das »Los« der Frauen, sondern als eine »freie Wahl«, die sogar ihren »Neigungen«, vielleicht auch ihren »Anlagen« folgt, als fehle ihnen »von Natur aus« die »Begabung« für andere Aufgaben.

Die Ausnahmen allerdings – nicht gerade kleine Minderheiten – werden damit nicht erklärt. Oder warum gibt es doch Bildungsaufsteiger und warum Frauen in Männerberufen? Die Berufsstruktur weist zwar eine horizontale geschlechtliche Segregation auf. Gleichwohl sind beispielsweise im Jahr 2005 drei Prozent der Elektroinstallateure und -monteure Frauen gewesen. In den Metallberufen stellten sie zum gleichen Zeitpunkt zwischen sieben und neun Prozent der Beschäftigten (IAB online 2007). Und was die Bildungsbeteiligung betrifft, so geht doch immerhin ein Sechstel der Arbeiterkinder auf ein Gymnasium und ein Viertel auf eine Hochschule (Schimpl-Neimanns 2000; Geißler 2006: 284f.). Woher kommen diese Differenzen und Differenzierungen?

Bildungsentscheidungen und Bildungspraxis im Zusammenwirken von Habitus und Feld

Walter Müller und Reinhard Pollak (2004: 313f.) sehen Schulwahl- und Bildungsentscheidungen maßgeblich als von »Kosten- und Nutzenerwartungen« im Zusammenhang mit »Erfolgswahrscheinlichkeiten« getroffen. Das heißt, dass Eltern, Jugendliche und junge Erwachsene versuchen, Risiken zu kalkulieren. Schaffen die Kinder das Gymnasium, wie lange dauert es dann, bis sie eigenständig für sich sorgen können, zahlt sich so eine lange Ausbildung aus, kann man überhaupt schon bestimmen, wie sich der Sohn oder die Tochter in einem größeren Zeitraum von mehreren Jahren entwickeln wird? Die institutionell erzwungene frühe Aufteilung auf die Bildungsgänge des dreigliedrigen Schulsystems in Deutschland schafft, so die Autoren (ebd.: 315f.), gerade für Milieus mit geringeren Ressourcen, Unsicherheiten und Risiken. Sicherheit ist ein wichtiger Aspekt in der Bildungsentscheidung. Entgegen der verbreiteten Ansicht, dass es bei Bildung immer um »Aufstieg« gehe, betonen

sie, dass es empirisch ganz überwiegend um die Reproduktion des vorhandenen Status geht. Müller und Pollak fassen zusammen, dass

»alle diese Mechanismen sehr wirksam das Verhalten der Menschen (steuern) und (...) nicht einfach zu verändern (sind), weil sie letztlich auf vernünftigen Überlegungen der Menschen darüber basieren, was für sie in der gegebenen Situation, in der sie leben, am besten ist – also in Abhängigkeit von Ressourcen, über die sie verfügen und von Erwartungen über die Zukunft, die sie haben« (ebd.: 314).

Bildungsentscheidungen sind also Teil der Lebenspläne der Menschen, ihrer gesamten Lebensweise. Bildungsentscheidungen werden, so scheint es, abhängig vom jeweiligen Habitus getroffen. Pierre Bourdieu zufolge inkorporieren die Milieus und die Geschlechter von Kindesbeinen an eine soziale Ordnung, in der für sie ein bestimmter sozialer Ort vorgesehen ist sowie auch bestimmte Bildungs- und Erwerbsstrategien: »Man lernt eine Frau zu sein, aber man lernt immer zugleich, Tochter oder Frau eines Arbeiters, Tochter oder Frau eines leitenden Angestellten zu sein« (Bourdieu 1997: 222). Das gleiche Prinzip gilt auch für die Männer, die ebenfalls lernen, Söhne oder Männer von Arbeitern, Angestellten oder Angehörigen anderer Gruppen zu sein. »Die Geschlechtssozialisation«, so Bourdieu, »ist von der Sozialisation für eine soziale Position nicht zu trennen« (ebd.). Dabei verläuft dieser Prozess weniger über explizite Zuordnungen – dass die Mutter sagt: »Du bist Arbeiter-tochter«. Die *Klassenzuordnungen* erfolgen vielmehr über und *als Stützuordnungen*, über die für das jeweilige Milieu »normalen« Schemata des Geschmacks, über die Alltagsmoral, die Sprache usw., also in der symbolischen Ebene.

Dieser Lernprozess, die Einverleibung milieu- und geschlechtsspezifischer Sichtweisen der Welt, geschieht eben sehr frühzeitig, Bourdieu (1987: 101) spricht von »Ersterfahrungen«, Max Weber (1980: 12f.) von Gewohnheiten, die »eingelebt« werden. Es geht um lange Eingewöhnungen in spezifische, mit den Individuen verschmelzende Alltagspraktiken und Prinzipien der Lebensführung. Dieser Prozess beginnt so früh und verläuft so unmerklich, »wie durch Osmose« (Bourdieu/Passeron 1971: 38), dass sich kaum jemand erinnern kann, wie diese Vorlieben entstanden sind. Die erworbenen Züge verfestigen sich nach und nach und können schließlich auch losgelöst von ihren Entstehungsbedingungen existieren. Anders gesagt, geht die Einverleibung dieser Züge damit einher, dass der Habitus seine Geschichte und damit seine Entstehungsbedingungen vergisst. Die mit ihm verknüpften Bewertungen und Praxisformen erwerben eine eigene »Trägheit«, die Bourdieu (1982: 237ff.) als »Hysteresis-Effekt« beschreibt. Sie gehören dann wie selbstverständlich¹ oder, weil bis in die Körperhaltung mit den Gefühlen verknüpft, wie »natürlich« zu einem Mann, zu einer Frau und zu einem Milieu.

¹ Bourdieu (1987: 105) spricht von »Habitusformen« auch als den »Scheinformen der Selbstverständlichkeit«.

Mit der im Habitus inkorporierten Kultur einer sozialen Klasse oder eines Milieus sind zugleich die Erfahrungen und Vorstellungen möglicher Lebenspläne verbunden, die die eigene Zukunft innerhalb bestimmter Handlungsspielräume antizipieren. Der Habitus stellt häufig Übereinstimmungen zwischen den Möglichkeiten und den Wünschen der Menschen her, mit dem Resultat, dass Unerreichbares auch nicht dem eigenen Geschmack entspricht und abgelehnt wird (»man hat, was man mag, weil man mag, was man hat« (Bourdieu 1982: 286)).

Naturalisierungen dienen so auch der Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung. Sie lassen vergessen, dass lange Eingewöhnungszeiten in Mechanismen und Prozesse sozialer Ungleichheit hinter den Vorstellungen von der Natur oder Natürlichkeit der Verhältnisse stehen. Wäre im Bewusstsein der Menschen ständig gegenwärtig, dass die inkorporierten Unterschiede gleichzeitig von außen aufgenötigte, zwischen gesellschaftlichen Gruppen und Lebenschancen sozial erzeugte Unterschiede sind, die Herrschaftsinteressen folgen, dann wäre der Druck der beherrschten Gruppen, soziale Unterschiede und Ungleichheiten zu legitimieren, vermutlich größer.

Die Logik dieser Inkorporierung äußerer Ungleichheiten erscheint zunächst als ein geschlossener, widerspruchsfreier Zirkel. Ich möchte im Folgenden, veranschaulicht durch ein *Fallbeispiel*, entwickeln, warum dies – wenn wir die Überlegungen von Bourdieu mit denen von Müller und Pollak zusammenbringen – schließlich doch kein widerspruchsfreier Prozess ist.

Nehmen wir als Beispiel eine junge Frau, Leonie, die in einer kleinen Gemeinde lebt und die sich trotz der Bildungsnähe ihres Milieus gegen ein Jurastudium entscheidet und stattdessen eine Ausbildung als Rechtsberaterin außerhalb ihres Wohnortes absolviert. Dafür nimmt sie zwei Jahre lang drei Stunden tägliche Fahrzeit in Kauf. Langfristig aber kann sie in der Heimatregion bleiben und das bringt ihr einen enormen Sicherheitsgewinn. Das soziale Kapital der Freunde, die sich meist seit dem Kindergarten kennen, und das Familiennetz bleiben bestehen und können aktiviert werden. Auch der Partner zieht dem Hochschulstudium und dem Umzug in die Großstadt, wo er »niemanden kennt« (also kein soziales Kapital hat), die Fachhochschule in der Kreisstadt vor. Diese bildet mit recht sicheren Beschäftigungsaussichten die Chemiker für die beiden Chemiegroßbetriebe aus, die hoch spezialisiert und – bisher – relativ krisensicher die Ausgangsstoffe der internationalen Parfümproduktion herstellen. Leonie und ihr Partner geben sich mit bescheidener bezahlten Semiprofessionen zufrieden, können aber stattdessen viel soziales Kapital einsetzen, das für sie unverzichtbar ist. Nur mit Nachbarschafts- und Selbsthilfe können sie sich das kostengünstige Haus auf dem elterlichen Grundstück bauen und damit auch dafür sorgen, dass die Eltern zur Betreuung der fest eingeplanten eigenen Kinder in der Nähe sind. In diesen Lebensplan, der ganz selbstverständlich ist, gehört zwar Bildung und sie ist auch wichtig, ebenso wie Erwerb. Aber entscheidend ist die milieugemäße Lebensführung. Der Bildungsaspekt muss daher

ausbalanciert werden mit anderen wichtigen Plänen. Ein Studium würde eine hohe Investition bedeuten, verbunden mit einem ebenfalls hohen Risiko, sozial abzustürzen.

Die Ausbildung der beiden Partner ist nicht untypisch für die bisher hohe Attraktivität des deutschen Berufsausbildungssystems, die, so Müller und Pollak (2004: 316, 318f.), einen wichtigen »Ablenkungsmechanismus« vom ebenfalls denkbaren Bildungsaufstieg darstellt und damit gleichzeitig »wie von selbst« auch die Ausbildungswege nach sozialen Herkunftsklassen sortiert. Verbinden Müller und Pollak mit dem Begriff der »Ablenkung« noch die vergleichsweise positive Anziehungskraft von qualifizierten Ausbildungsberufen im dualen und fachschulischen Berufsbildungssystem, so weisen Bourdieu und Passeron (1971) den Blick aus auf diejenigen, denen solche Möglichkeiten in geringerem Maße offen stehen und betont den Aspekt der negativen »Abdrängung« aus dem Bereich der höheren Bildung. Die Universität stellt für die Kinder der früheren bildungsfernen Schichten immer noch ein unbekanntes Terrain dar mit ungewohnten Anforderungen. Sie wirkt auf die Angehörigen dieser neueren Bildungsmilieus oftmals eher abstoßend. Anders gesagt, signalisiert das Feld auch unmissverständlich, ob jemand willkommen ist oder nicht (vgl. Lange-Vester 2005; Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2006).

»Das Feld! Wenn wir unseren exemplarischen Fall genauer betrachten, sehen wir, dass es nicht einfach ein an das Bestehende »angepasster« Habitus ist, der wie eine Naturmacht die Ausbildungswahl »determiniert«. Bildungsentscheidungen entstehen vielmehr in dem spezifischen *Zusammenswirken des Habitus mit dem Feld der gegebenen beruflichen und sozialen Möglichkeiten*. Nach dem Habitus des durchaus bildungsnahen Milieus der Facharbeit, das immerhin knapp ein Fünftel der Gesamtbevölkerung umfasst und dem Leonie und ihr Partner angehören², wäre ein Hochschulstudium durchaus möglich. Aber die Feldbedingungen werden mit dem Realismus (also nicht einem konditionierten Anpassungsbedürfnis), einem zentralen Merkmal dieses Habitusstypus, als zu risikobehaftet kalkuliert. Interessanterweise wird Leonies jüngere Schwester doch auf eine der wenigen Gesamtschulen des Bundeslandes geschickt, zu der sie mit dem Schulbus eine Stunde unterwegs ist. Der Vater erzählt, dass die zehnjährige Tochter bisher nicht so »lermotiviert« sei und deshalb zunächst nicht den Gymnasialzug der Gesamtschule, deren Struktur er als »sehr durchlässig« wahrnimmt, besucht. Er geht allerdings davon aus, dass sich die Motivation »ja noch entwickeln« und das Mädchen später in den Gymnasialzweig wechseln kann. Der gleiche Realismus, der für die Bildungsentscheidungen im Fall von Leonie maßgeblich gewesen ist, kann demnach – bei besserer äußerer Chancenstruktur – durchaus auch in die höhere Bildung führen.

² Es handelt sich um das leistungsorientierte Arbeitnehmersmilieu in der Traditionslinie der Facharbeit und der praktischen Intelligenz. Vgl. die Landkarte sozialer Milieus bei Vester (2006: 202).

»Er kann« – eventuell! Die Bildungsforschung weist darauf hin, dass das Abitur heute nicht mehr durchgängig, wie bis 1970, sondern nur zur Hälfte für den Eintritt ins Studium und zur anderen Hälfte für den Eintritt in Fachausbildungen benutzt wird (Müller 1998). Dieser »Wahl«, die für Leonies Schwester doch ebenfalls am ehesten zu erwarten ist³, entspricht der Befund, dass diejenigen Bildungsaufsteiger, die an die Universität kommen, noch lange nicht dazu gehören (vgl. Lange-Vester 2005, 2006). Das Studium bringt für sie eine Reihe von Passungsproblemen mit sich. Universitäten sind historisch für bestimmte soziale Gruppen geschaffen. Sie sind Einrichtungen der »legitimen Kultur« für Angehörige eben dieser Kultur. Sie sind nicht für die Bildung von Angehörigen der mittleren Kultur, nicht für die Bildung von Handwerkerkindern und Bauerntöchtern oder -söhnen gemacht. Die Konventionen, die an der Universität gelten, gehören nicht zur Welt der Bildungsaufsteiger und entsprechend finden sie sich hier auch nicht ohne weiteres zurecht. Im Sinne des oben beschriebenen Hysteresiseffekts praktizieren sie ihren mitgebrachten Habitus, der unter anderen Bedingungen entstanden ist.

Das wird von den sozialen Gruppen im Allgemeinen aber nicht reflektiert. Statt dessen werden die Konventionen – Spielregeln des Feldes – als gegebener Maßstab des eigenen Vermögens akzeptiert. Diejenigen, die nicht zurechtkommen, sehen das Problem meist nicht in einer angespannten oder gestörten Beziehung zwischen ihrem Habitus und den häufig als einschüchternd wahrgenommenen Bedingungen des akademischen Feldes, sondern sie sehen eher bei sich ein persönliches Defizit, ein Unvermögen, legitime Bildung zu erwerben. Sie schreiben sich das Problem also selbst zu. »Das ist nichts für uns«, heißt es dann, das ist für die anderen, für die Angehörigen der höheren und herrschenden Kultur, auf deren Erfahrungen und Möglichkeiten die Anforderungen der Hochschule allerdings auch abgestimmt sind und die, weil sie sich dort wie »ein Fisch im Wasser« fühlen können, im Studium entsprechend bestehen können. Deutlicher formulieren Müller und Pollak (2004: 314) dazu, dass Kinder aus den höheren Herkunftsgruppen »durch die Erfahrungen ihrer Eltern wissen, dass man gar nicht besonders clever sein muss, um es an der Universität zu schaffen«.

³ Der Anteil der Angehörigen des leistungsorientierten Arbeitnehmersmilieus, die einen Hochschulabschluss erwerben, liegt in der oberen Teilgruppe bei acht Prozent, in der unteren Teilgruppe bei sechs Prozent (vgl. Vester 2006: 202).

Symbolische Herrschaft

Passungsprobleme bestehen für die meisten Bildungsaufsteiger weniger im Blick auf zu erbringende fachliche Leistungen, sondern vielmehr in der Frage, ob sie sich geben können, wie es Angehörige traditioneller Bildungsmilieus tun. Sind sie zum Beispiel selbstsicher im Umgang mit den Anforderungen und den Lehrenden, beteiligen sie sich aktiv in Seminaren, weil sie das Vertrauen haben, wichtige Überlegungen bei zu steuern, die auch durchaus länger und laut vorgetragen werden können. Hier sind unsichtbare institutionelle Mechanismen und Barrieren des Habitus wirksam, wenn es für den Bildungsaufsteiger darum geht, sich das unbekanntes Terrain der Hochschule zu erschließen. Diese Mechanismen verkörpern ein Stück symbolische Herrschaft bzw. »symbolische (...), das heißt unkenntliche und anerkannte Gewalt« (Bourdieu 1987: 230), die eben nicht »unverhüllt« und somit gut sichtbar wie beispielsweise »die nackte Gewalt des Wucherers« oder auch die körperliche Gewalt ausgeübt wird, sondern die »sanft« operiert (ebd.: 232). Bourdieu spielt mit diesem Begriff der symbolischen Herrschaft oder Gewalt darauf an, dass Herrschende und Beherrschte nur über gemeinsame »Erkenntnismittel« verfügen, weshalb der Beherrschte »gar nicht umhinkann«, der Herrschaft zuzustimmen (Bourdieu 2005: 66). Die Schemata, von denen er Gebrauch macht (hoch/niedrig, männlich/weiblich usw.), um sich und andere zu bewerten, sind ja bereits das Resultat inkorporierter (und naturalisierter) Klassifikationen einer legitimen Ordnung. In den Worten von Beate Kraus (2002: 291) ist »symbolische Gewalt eine Gewalt, die nicht als solche wahrgenommen wird, weil sie nichts anderes ist als die Anwendung einer sozialen Ordnung, einer Sicht der Welt, die im Habitus des Beherrschten wie des Herrschenden verwurzelt ist«.

Diese symbolische Gewalt oder Herrschaft führt dazu, dass Menschen auch Konventionen befürworten, die sie selbst benachteiligen oder von Prozessen ausschließen. Dabei ist ihr Einverständnis, darauf verweist Steffani Engler (2003: 240), »nicht zu verstehen als ein rationales Einverständnis, sondern vielmehr als ein praktisches Einverständnis, das eingelassen ist in alltägliche Selbstverständlichkeiten von Akteurinnen und Akteuren«. Bourdieu (1997: 164) spricht auch von »abgepreßter Anerkennung« (vgl. auch Dölling 2004: 84f.). Eine Frage in diesem Zusammenhang ist, ob dieses Einverständnis, sei es auch in Form abgepresster Anerkennung, selbstverständlich trägt und wie weit es reicht. Führt es, wie Bourdieu (2005: 65) als Möglichkeit beschreibt, »zu einer Art systematischer Selbstabwertung, ja Selbstentwürdigung«? Oder wird Herrschaft, werden Schemata über das, was richtig und was falsch ist, auch in Frage gestellt? Damit werden sie nicht gleich außer Kraft gesetzt. Im Fall von Leonie ist aber vorab doch nicht auszuschließen, dass sie zum Studium an die Universität geht und dort auch eigene Vorstellungen relativ selbstbewusst vertritt, indem sie beispielsweise ihr praktisches Bildungsverständnis gegenüber

Abstraktionen behauptet oder auch ihre Berufsorientierung gegen die Zweckfreiheit des Studiums setzt, wie sie von intellektuellen Milieus vertreten wird. Es gibt zumindest entsprechende Hinweise in der Forschung zu Studierendenmilieus, dass von Teilen der mittleren Milieus der Facharbeit eigene Bildungsvorstellungen deutlich eingebracht werden (vgl. Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2006). Für zunehmendes Selbstvertrauen in dieser Gruppe spricht auch, dass viele von ihnen inzwischen Bildungsaufsteiger der zweiten Generation sind, deren Eltern mit einem Studium also bereits den Einstieg in die Hochschule geschafft haben.

Kompetenzrevolution und starre Hierarchien im Widerspruch

Es gibt also eine Bereitschaft, auf den Erwerb von Bildungskapital umzustellen. Dies belegt auch das Wachstum der »neuen Berufe« in den vergangenen Jahrzehnten, dessen enormes Ausmaß im Begriff der »Kompetenzrevolution« zusammengefasst worden ist, die es in den oberen und insbesondere auch den mittleren sozialen Milieus gegeben hat (vgl. Vester 2006: 182ff.). Dabei allerdings geschieht die Umstellung auf den Erwerb von Bildung ganz überwiegend im Stil des Herkunftsmilieus, der, zur zweiten Natur geworden, nur begrenzt abgestreift werden kann und daher dann doch Wege der sozialen Segregation, der Abdrängung auf bestimmte Fach- und Berufswege anbahnt, die wiederum gesellschaftlich geringer bewertet, geachtet und honoriert werden. So belegen die Entwicklungen für die vergangenen Jahrzehnte zwar eine zunehmende Bildungsbeteiligung und Höherqualifizierung der Geschlechter und in den Milieus (vgl. Vester 2005; Geißler 2006; Thiel 2005). Die Zahlen taugen aber dennoch nur begrenzt als Belege für den Abbau von Benachteiligungen, den die Bildungsforschung vor allem für die Frauen erreicht sieht, weil sie mit den Männern bei den Bildungsabschlüssen mittlerweile mindestens gleichgezogen haben (vgl. Müller 1998). Dabei wird übersehen, dass Frauen gleichzeitig auf traditionell weibliche und so genannte weiche Fachrichtungen abgedrängt werden, die in weniger renommierte und geringer entlohnte Berufe münden. So haben sich beispielsweise in den vergangenen zwanzig Jahren die

»Unterschiede zwischen Frauen und Männern in der Studienfachwahl (...) wenig verringert. Im Gegenteil, die zunehmende Zahl der weiblichen und der männlichen Studierenden mündete eher geschlechtstypisch in die einzelnen Studienbereiche bzw. in den gemischten Studienbereich der Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ein« (Thiel 2005: 92).

Ebenso verweisen die Zahlen auf ein weiterhin deutliches Milieugefälle in der Bildungsbeteiligung (vgl. die Grafik bei Vester 2006: 202). Dies macht sich nicht nur bemerkbar in unterproportional gewachsenen Anteilen von Arbeiterkindern an

höheren Schulen. Die in den 1990er Jahren »erlahmte« Bildungsexpansion ist auch daran abzulesen, dass der Rückgang bei den Ungelernten in der jüngeren Bevölkerung deutlich gebremst worden ist (vgl. Thiel 2005: 68). Bei den 25 bis 30jährigen waren im Jahr 2004 noch fast jede vierte Frau und jeder vierte Mann ohne eine abgeschlossene Berufsausbildung.

Festzuhalten ist ebenfalls die horizontale geschlechtliche Segregation innerhalb der Berufsstruktur. Frauen konzentrieren sich auf weibliche Berufe, die in der Vergangenheit eher expandiert sind. Dabei hat im Jahr 2004 allerdings nur gut ein Drittel der Frauen in typischen Frauenberufen gearbeitet, während die Mehrheit in Mischberufen tätig war.⁴ Demgegenüber war etwa die Hälfte der Männer in typischen Männerberufen beschäftigt. Beispiele dafür sind die Bau- und Metallbranche sowie der Fahrzeug- und Maschinenbau, wo bei jeweils etwa einer Million Beschäftigter der Frauenanteil unter 20 Prozent liegt. In diesen Branchen sind die Tariflöhne aufgrund des hohen gewerkschaftlichen Organisationsgrades und der damit verbundenen Verhandlungsmacht am höchsten. »Eine dem Bau oder der Metallverarbeitung vergleichbar weiblich dominierte und dazu noch (tarif-)politisch mächtige Branche gibt es in Deutschland nicht« (Bothfeld 2005: 166). Schließlich sind weiterhin erhebliche milieuspezifische Ungleichheiten wirksam. So stellen Frauen zwar inzwischen 59 Prozent der Studierenden in den medizinischen Fächern (vgl. Isserstedt/Middendorff u.a. 2004: 68). Gleichzeitig ist der Beruf der Raumpflegerin im Jahr 2003 häufigster Einzelberuf der Frauen gewesen, dem 4,7% aller weiblichen Beschäftigten nachgegangen sind (vgl. Bothfeld 2005: 169).

Zusammen genommen ist dennoch unstrittig, dass die Geschlechterverhältnisse in den vergangenen Jahrzehnten nachhaltig in Bewegung gekommen sind (Krais/Maruani 2001; Dölling 2004; Völker 2006). Ebenfalls gehen für die sozialen Milieus von den sozialstrukturellen Dynamiken seit geraumer Zeit erhebliche Veränderungen aus (Bremer/Lange-Vester 2006; Schultheis/Schulz 2005). Ob es sich dabei um »Fortschritt«, »Stillstand« oder »Rückschritt« (Baudelot 2001: 386) handelt, kann allerdings so allgemein und eindeutig nicht beurteilt werden. »Statt sich mit der Frage aufzuhalten, ob ein Glas halb voll oder halb leer ist«, bilanziert Baudelot (ebd.: 395) zur Ungleichheit der Geschlechter, »sollte man die Situation lieber so sehen, wie sie ist, nämlich durchaus widersprüchlich«.

Ein grundlegender Widerspruch besteht zwischen der ständischen vertikalen Schichtung und der damit verbundenen Reproduktion beruflicher und geschlechtlicher Hierarchien einerseits und der Bildungsexpansion andererseits. Der offiziellen Maxime des meritokratischen Modells, dass allen soziale Chancen nach ihrer indivi-

⁴ Liegt der Frauenanteil in einem Beruf über 80 Prozent, ist er als Frauenberuf klassifiziert. In Mischberufen liegt der Frauenanteil zwischen 20 und 80 Prozent, in Männerberufen unter 20 Prozent (vgl. Bothfeld 2005: 169).

duellen Leistung verspricht, steht die Erfahrung gegenüber, dass für die gesellschaftliche Platzierung die soziale Herkunft und der Habitus immer noch eine entscheidende Rolle spielen – sich Leistung in dieser Hinsicht also nicht erkennbar lohnt. Dieser Widerspruch führt zur Unzufriedenheit vor allem in den mittleren Milieus sowie auch besonders bei den Frauen. Bereits Émile Durkheim (1988) hat betont, dass mit den Qualifizierungen und Spezialisierungen zugleich Emanzipationspotenziale wachsen. Die mit den neuen Berufen verbundenen größeren fachlichen Kompetenzen und Ansprüche an Autonomie und Verantwortung auf Seiten der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer kollidieren mit ständischen Herrschaftsverhältnissen und überkommenen Vorstellungen von Unterordnung, die historisch eher für mehrheitlich ungelernete und wenig qualifizierte Arbeitskräfte, die der Anleitung bedurften, angemessen waren (vgl. Vester 2004: 34).

Sozialpolitische Kämpfe statt naturgesetzlicher Wandel

Sozialer Wandel vollzieht sich weder selbstverständlich noch in vorgegebener Richtung. Gesellschaftliche Bewertungen sind kein Naturgesetz, sondern das Ergebnis von sozial- und tarifpolitischen Kräfteverhältnissen und Kämpfen, die in bestimmten Ländern die Gewichte durchaus ein Stück weit, wenn auch aufgrund der Trägheit einmal geschaffener Konstellationen sehr langsam, zu den Volksklassen hin verschieben konnten (Esping-Andersen 1998). Auch die eingangs erwähnte Gruppe der Unterprivilegierten, »Bildungsarmen« (vgl. Allmendinger 1999; Solga 2005) oder »Bildungsaußenseiter« (Lange-Vester 2006) ist ein Produkt solcher nach Ländern verschiedenen Konstellationen und nicht von Naturverhältnissen. Gegen das Schwergewicht dieser oft naturhaft verfestigten Verhältnisse wirken verschiedene sozialstrukturell angelegte Gegenpotentiale, -bewegungen und -mächte.

Vor allem auf zwei bewegten Feldern streiten Kräfte der Beharrung und der Bewegung miteinander. Im Feld der Milieus wachsen die moderneren, jüngeren Fraktionen besonders in den Volksmilieus, denen es um mehr Autonomie und Gleichstellung auch in den Geschlechterarrangements geht. Hier vollziehen sich sehr langsam und mit widersprüchlichen Erfahrungen durchgezogene Wandlungen des Habitus. Widersprüchliche Veränderungen lassen sich des weiteren im Feld der funktionalen beruflichen Arbeitsteilung in der Gesamtgesellschaft ausmachen. Die Tendenz geht hier nicht in Richtung einer naturgesetzlichen Dequalifizierung der Arbeit und Exklusion von Unterprivilegierten. Die Zunahme dieser Gruppen ist heute eher das Resultat politisch-institutioneller Kämpfe und Arrangements. Dagegen ziehen gerade in der internationalen Wirtschaftskonkurrenz die Länder nach vorn, die auf Hochqualität der Technik und Hochqualifikation der Menschen setzen. Sie als

natürlich ausgehende ständische Ordnungen wie die der Bundesrepublik, die die Bildungs- und Berufschancen der Frauen, der mittleren und unteren Milieus, der Zuwanderer und anderer begrenzen, stehen dem entgegen. Die Bedeutung dieses Prozesses unterstreicht der Begriff der »gefesselten Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft« in der Analyse von Vester (2006).

Die Umstellungen, die der Wandel der Berufsstruktur und des Erwerbssystems insgesamt erfordert, betreffen allerdings auch bei einem ständisch gebremsten Verlauf die geschlechtliche Arbeitsteilung. Sie ist von der allgemeinen gesellschaftlichen Arbeitsteilung so wenig zu trennen ist »wie das Gelbe der Zitrone von ihrem sauren Geschmack« (Bourdieu 1982: 185).

Worum es dabei geht, kann an der Fortsetzung unseres Beispiels verdeutlicht werden: Die prosperierenden Großbetriebe der Parfümchemie, auf die Leonies Partner sich eingerichtet hatte, wurden in einem Fusionsmanöver zusammengelegt, so dass – trotz schwarzer Zahlen – »Einsparungen« an Personal verordnet wurden. Der Partner muss überlegen, wie er sich umstellt, wenn er betroffen wird. Im Kreis gibt es schon zweistellige Arbeitslosenquoten, seitdem der Industriesektor – drei Werften, mehrere Baustoffwerke und Elektrobetriebe – durch technische Innovationen und Auslagerungen stark geschrumpft war. Ein Achtzehnjähriger auf die Frage nach Alternativen: »Computer, das macht ja jeder. Dauerhafte Arbeitsplätze gibt es jetzt besonders in der Altenpflege. Die nehmen keinen, der nicht Mittlere Reife hat. Fachausbildung hole ich mir auf einer privaten Fachschule im Nachbarkreis.« – »Ist das nicht ein Frauenberuf?« – »Ja, aber die brauchen Männer, weil die Frauen nicht so schwer heben können.«

Lassen sich solche Perspektiven verallgemeinern? Beschäftigungsalternativen nennenswerten Umfangs entstehen tatsächlich vor allem in den Sozial-, Gesundheits- und Bildungsdienstleistungen, in denen die Frauen die Mehrheit der Erwerbstätigen stellen. Das Gesundheitswesen, in dem im Jahr 1987 zweieinhalb mal soviel Menschen arbeiteten wie 1950, stellt »im privaten wie im öffentlichen Sektor die größte Frauenbranche« (Bothfeld 2005: 166). Hier liegt der Frauenanteil bei 75 Prozent der Beschäftigten. 19 Prozent der etwa 16 Millionen abhängig beschäftigten Frauen in Deutschland, also fast jede fünfte Frau, ist im Jahr 2004 im Gesundheitswesen tätig gewesen. Demgegenüber hat nur jeder zwanzigste Mann in diesem Bereich gearbeitet. Das Erziehungs- und Unterrichtswesen rangiert bei den Frauen auf Platz vier der bevorzugten Berufsfelder; sie stellen hier mit 1,4 Millionen 67 Prozent der Beschäftigten (vgl. ebd.: 164ff.).⁵

⁵ Auf Platz zwei liegt bei den Frauen der Handel mit 2,7 Millionen weiblichen Beschäftigten, was einem Anteil von 67 Prozent entspricht. Dahinter liegen Grundstückswesen und Unternehmensdienstleistungen, die gut 1,5 Millionen Frauen beschäftigen, deren Anteil hier 47,2 Prozent beträgt (vgl. Bothfeld 2005: 166).

Der Arbeitsmarkt und damit der Dienstleistungssektor stehen durch die von der Industrie aufgrund wachsender Produktivität freigesetzten Arbeitskräfte zunehmend unter Druck. Die Berufsstatistiken weisen für die vergangenen Jahre einen Rückgang der Beschäftigten häufig in denjenigen Berufsfeldern aus, die von Männern dominiert werden. Dazu gehören beispielsweise die Bau- und Holzberufe, die im Zeitraum von 1996 bis 2002 annähernd 600.000 Beschäftigte verloren haben. Der Frauenanteil in diesem Berufsfeld liegt bei etwa vier Prozent (vgl. IAB online 2007). Und auch ein zweiter Sektor, die Ökonomie der Familien- und Privathaushalte, stört das bisherige Gleichgewicht. Er tut dies gleich von zwei Seiten, als Anbieter von Arbeitskräften und als Nachfrager von Dienstleistungen. Beide Male drängt dies, auch in der hierin rückständigen Bundesrepublik, in Richtung einer erheblichen Veränderung der Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen.

Zu nennen ist hier der grundlegende Wandel des Familienmodells und das höhere Angebot von weiblichen Arbeitskräften. Gegenüber dem konservativen »männlichen Ernährermodell«, das dem Mann die Erwerbsarbeit und der Frau die Familienarbeit zuweist, hat seit den 1980er Jahren das »modifizierte Ernährermodell« an Bedeutung gewonnen, »in dem die Männer vollzeit- und die Frauen teilzeitbeschäftigt sind« (Bothfeld 2005: 178). Im Jahr 2003 galt es für 30 Prozent der westdeutschen Paare (vgl. ebd.). Diese Entwicklung lässt sich teilweise auf die mit einem »Wertewandel« verbundenen individualisierten Konzepte der Frauenrolle zurückführen. Darüber hinaus ist die wachsende Schere zwischen den seit den 1980er Jahren im Durchschnitt stagnierenden Arbeitseinkommen und den steigenden Lebenshaltungskosten als ein wichtiges Motiv zu nennen. Immer mehr Frauen sehen sich zur Erwerbstätigkeit gedrängt, wenn sie die gewohnten Lebensstandards und -planungen ihres Milieus aufrecht erhalten wollen.

Da dieser Prozess erheblich gebremst ist, lag die Erwerbsquote der Frauen in Deutschland im Jahr 2003 bei etwa 65 Prozent, während sie in Schweden und Dänemark bei 75 Prozent rangierte (Bothfeld 2005: 116, 122ff.). Und die Erwerbsquote beruht hierzulande fast zur Hälfte nur auf Teilzeitarbeit. 45 Prozent unserer erwerbstätigen Frauen und damit mehr als in jedem anderen Land der Europäischen Union arbeiten Teilzeit (ebd.: 138ff.). Die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses ist weniger Resultat von »Individualisierung« als eher ein Ausdruck von Benachteiligung der Frauen, deren Chancen auf eine selbständige Lebensführung damit begrenzt bleiben. Dies gilt auch im Blick auf die Einkommensunterschiede zwischen Männern und Frauen. Sie finden sich im Durchschnitt zwar in allen EU-Staaten, allerdings gehört Deutschland mit über 20 Prozent Einkommensdifferenz zu den Ländern, in denen die »größte Lohnkluft« herrscht (vgl. Ziegler 2005).

Der veränderten Lage der Familien entspringt ebenfalls die höhere Nachfrage nach den Sozial-, Medizin- und Kulturdienstleistungen. Die Familien haben mehr Aufgaben und gleichzeitig weniger Kräfte, diese zu bewältigen. Der Bedarf »für eine

neue Blüte des Tertiärsektors« (Vester 2006: 212), bislang vorwiegend Domäne der weiblichen Berufsarbeit, nimmt zu, wird in Deutschland aber wiederum gebremst. Hier ist noch immer verbreitet, die Überforderung der Familie als »demographisches Problem«, also auch als *Naturlatsache* darzustellen, die der Politik angeblich keine Alternativen lässt. Durch die internationalen Vergleiche ist deutlich geworden, dass die Probleme gerade ein Ergebnis verschiedener institutioneller Sozialmodelle sind (vgl. Bender/Graßl 2004). In anderen Ländern gibt es Beschäftigungsgewinne im Bereich von Betreuung und haushaltsnahen Dienstleistungen, von denen vor allem die Frauen profitieren. In Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland und Großbritannien werden 1,8 Kinder und in Frankreich inzwischen sogar 2,1 Kinder pro Frau geboren (vgl. Dürr/Supp/Voigt 2007). Im altkonservativen Modell, das die Dienstleistungen primär noch über die Familie erbringt, stagniert nicht nur die Entwicklung der Pflege- und Bildungsinfrastruktur, sondern auch die der Geburtenraten. Die mit 1,3 Kindern pro Frau sehr niedrige Geburtenrate in Deutschland, die Defizite an höherer Bildung und die Folgen der gesellschaftlichen Alterung sind gesellschaftspolitisch gestaltet.

Emanzipation durch mühsame Sisyphosarbeit

Insgesamt ist in den hochentwickelten Ländern heute ein Entwicklungsstand der Produktivkräfte erreicht, in dem die Potenziale an Kompetenz, sozialem Reichtum und Autonomie so zunehmen, dass materieller und sozialer Zwang und Unterordnung immer weniger eine »objektive Notwendigkeit« und die Befreiung von ihnen immer mehr eine »objektive Möglichkeit« ist. Die Grenzen der männlichen Herrschaft können damit ebenso zurückgeschoben werden wie die Grenzen der Klassenherrschaft, allerdings durch lange, mit immer neuen Rückschlägen verbundene Kämpfe. Aufhaltsam ist der Prozess nicht zuletzt auch deshalb, weil die Reproduktion sozialer Ungleichheit sich auf eine sich immer wieder verfestigende inkorporierte Ordnung stützen kann, deren Schein als naturgegebene Bedingung immer wieder aufgebrochen werden muss.

Literatur

- Allmendinger, Jutta (1999), »Bildungsarmut: Zur Verschränkung von Bildungs- und Sozialpolitik«, *Soziale Welt*, 50, S. 35–50.
- Baudelot, Christian (2001), »Schluss: Noch ist nichts entschieden ...«, in: Kraus, Beate/Maruani, Margaret (Hg.), *Frauenarbeit – Männerarbeit. Neue Muster der Ungleichheit auf dem europäischen Arbeitsmarkt*, Frankfurt/New York, S. 386–395.
- Bender, Christiane/Graßl, Hans (2004), *Arbeiten und Leben in der Dienstleistungsgesellschaft*, Konstanz.
- Bothfeld, Silke (2005), »Arbeitsmarkt«, in: Dies./Klammer, Ute/Klenner, Christina u.a. (Hg.), *WSI-FrauenDatenReport 2005. Handbuch zur wirtschaftlichen und sozialen Situation von Frauen*, Berlin, S. 109–186.
- Bourdieu, Pierre (1982), *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1987), *Sozialer Sinn*, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1997), »Eine sanfte Gewalt Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrück«, in: Dölling, Irene/Kraus, Beate (Hg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt a.M., S. 218–230.
- Bourdieu, Pierre (2005), *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude (1971), *Die Illusion der Chancengleichheit*, Stuttgart.
- Bremer, Helmut/Lange-Vester, Andrea (Hg.) (2006), *Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur. Die gesellschaftlichen Herausforderungen und die Strategien der sozialen Gruppen*, Wiesbaden.
- Deutsches PISA-Konsortium (Hg.) (2001), *PISA 2000*, Opladen.
- Dölling, Irene (2004), »Männliche Herrschaft als paradigmatische Form der symbolischen Gewalt«, in: Steinrück, Margareta (Hg.), *Pierre Bourdieu. Politisches Forschen, Denken und Eingreifen*, Hamburg, S. 74–90.
- Durkheim, Émile (1888 (1893/1902)), *Über soziale Arbeitsteilung. Studien über die Organisation höherer Gesellschaften*, Frankfurt a.M.
- Dürr, Anke/Supp, Barbara/Voigt, Claudia (2007), »Der Familienkrach«, *Der Spiegel*, Nr. 9, 26. Februar, S. 52–72.
- Engler, Steffani (2003), »Habitus, Feld und sozialer Raum. Zur Nutzung der Konzepte Pierre Bourdieus in der Frauen- und Geschlechterforschung«, in: Rehbein, Boike/Saalmann, Gernot/Schwengel, Hermann (Hg.), *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen*, Konstanz, S. 231–250.
- Esping-Andersen, Gösta (1998), »Die drei Welten des Wohlfahrtskapitalismus. Zur Politischen Ökonomie des Wohlfahrtsstaates«, in: Lessenich, Stephan/Ostner, Ilona (Hg.), *Welten des Wohlfahrtskapitalismus*, Frankfurt a.M., S. 19–56.
- Geißler, Rainer (2006), *Die Sozialstruktur Deutschlands*, Wiesbaden.
- Gelinsky, Katja (2006), »Ungeborene Verbrecher. Amerika streitet: Senkt Abtreibung die Kriminalitätsrate?«, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 10. April, S. 35.
- Hägler, Max u.a. (2006), »Verlorene Schulen«, *die tageszeitung*, 1./2. April, S. 3.
- Hanimann, Joseph (2006), »Aggressive Embryos. Frankreich streitet: Ist Gewaltbereitschaft erblich?«, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 10. April, S. 35.
- IAB online (2007), *Berufe im Spiegel der Statistik. Beschäftigung und Arbeitslosigkeit 1999–2005*, in: <http://www.pallas.iab.de/bisds/berufe.htm> (19. Februar 2007).
- Isserstedt, Wolfgang/Middendorff, Elke u.a. (2004), *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2003*, 17. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks, Bonn/Berlin.
- Kraus, Beate (2002), »Beitrag zu den Kontroversen über das Buch »Die männliche Herrschaft« von Pierre Bourdieu«, *Feministische Studien*, Jg. 20, S. 290–296.

- Krais, Beate/Maruani, Margaret (Hg.) (2001), *Frauenarbeit – Männerarbeit. Neue Muster der Ungleichheit auf dem europäischen Arbeitsmarkt*, Frankfurt a.M./New York.
- Lange-Vester, Andrea (2005), »Einem wird ne Wirklichkeit vorgelebt«, in: Schultheis, Franz/Schulz, Kristina (Hg.), *Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag*, Konstanz, S. 332–337.
- Lange-Vester, Andrea (2006), »Bildungsaußenseiter. Sozialdiagnosen in der ›Gesellschaft mit begrenzter Haftung‹«, in: Friebertshäuser, Barbara/Rieger-Ladich, Markus/Wigger, Lothar (Hg.), *Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu*, Wiesbaden, S. 269–287.
- Lange-Vester, Andrea/Teiwes-Kügler, Christel (2006), »Die symbolische Gewalt der legitimen Kultur. Zur Reproduktion ungleicher Bildungschancen in Studierendenmilieus«, in: Georg, Werner (Hg.), *Soziale Ungleichheit im Bildungssystem. Eine empirisch-theoretische Bestandsaufnahme*, Konstanz, S. 55–92.
- Müller, Walter (1998), »Erwartete und unerwartete Folgen der Bildungsexpansion«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 50, Sonderheft 38, S. 81–112.
- Müller, Walter/Pollak, Reinhard (2004), »Weshalb gibt es so wenige Arbeiterkinder in Deutschlands Universitäten?«, in: Becker, Rolf/Lauterbach, Wolfgang (Hg.), *Bildung als Privileg? Erklärungen und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit*, Wiesbaden, S. 311–352.
- PISA-Konsortium Deutschland (Hg.) (2004), *PISA 2003*, Münster u.a.
- Schimpl-Neimanns, Bernd (2000), »Soziale Herkunft und Bildungsbeteiligung. Empirische Analysen zu herkunftsspezifischen Bildungsungleichheiten zwischen 1950 und 1989«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 52, H. 4, S. 636–669.
- Schultheis, Franz/Schulz, Kristina (Hg.) (2005), *Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag*, Konstanz.
- Solga, Heike (2005), *Ohne Abschluss in die Bildungsgesellschaft. Die Erwerbschancen gering qualifizierter Personen aus soziologischer und ökonomischer Perspektive*, Opladen.
- Thiel, Anke (2005), »Bildung«, in: Bothfeld, Silke/Klammer, Ute/Klenner, Christina u.a., *WSI-FrauenDatenReport 2005. Handbuch zur wirtschaftlichen und sozialen Situation von Frauen*, Berlin, S. 57–107.
- Vester, Michael (2004), »Die Illusion der Bildungsexpansion. Bildungsöffnungen und soziale Segregation in der Bundesrepublik Deutschland«, in: Engler, Steffani/Krais, Beate (Hg.), *Das kulturelle Kapital und die Macht der Klassenstrukturen. Sozialstrukturelle Verschiebungen und Wandlungsprozesse des Habitus*, Weinheim/München, S. 13–53.
- Vester, Michael (2005), »Die selektive Bildungsexpansion«, in: Berger, Peter A./Kahlert, Heike (Hg.), *Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert*, Weinheim/München 2005, S. 39–70.
- Vester, Michael (2006), »Die gefesselte Wissensgesellschaft«, in: Bittlingmayer, Uwe H./Bauer, Ullrich (Hg.), *Die »Wissensgesellschaft«. Mythos, Ideologie oder Realität?*, Wiesbaden, S. 173–219.
- Völker, Susanne (2006), »Umstellungsstrategien in ostdeutschen Arbeitnehmerinnenmilieus: Pragmatische Selbstbehauptungen«, in: Bremer, Helmut/Lange-Vester, Andrea (Hg.), *Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur. Die gesellschaftlichen Herausforderungen und die Strategien der sozialen Gruppen*, Wiesbaden, S. 285–307.
- Weber, Max (1980/1921), *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen.
- Ziegler, Astrid (2005), »Erwerbseinkommen«, in: Bothfeld, Silke/Klammer, Ute/Klenner, Christina u.a., *WSI-FrauenDatenReport 2005. Handbuch zur wirtschaftlichen und sozialen Situation von Frauen*, Berlin, S. 241–306.